

## LESEPROBE ROMAN SEITEN 40 BIS 53

Federica hatte sich wöchentlich einen Strandtag verordnet. Eisern hielt sie sich an diese Regel. Anfangs musste sie sich aufraffen, noch vor Sonnenaufgang aufzustehen und an die ligurische Küste zu fahren, um das sie dort einen der viel zu knappen Parkplätze ergatterte. Aber immer, wenn sie am Strand lag, auf das herrlich blaue Meer hinausblickte und dessen Geruch einatmete, war die kleine Überwindung des Frühaufstehens vergessen.

Wie verwandelt fuhr sie an diesen Tagen wieder zurück in den nur eine gute Fahrstunde entfernten, trotzdem so ganz anders gearteten Südpiemont. Und von nur diesem einen Wochentag zehrte sie den ganzen Rest der Woche, bis sie sich wieder aufmachte. - Ein guter Fokus, um Zukunftspläne zu schmieden.

So war es auch an diesem Abend. Völlig entspannt, noch das Meeresblau und die sich auf den Wellen schaukelnden Fischerboote und Yachten vor Augen, setzte sie den Blinker, um auf die Bormidabrücke abzubiegen. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht schweifte ihr Blick in gewohnter Weise zum Flussbett. Federica sann dabei nach, welchen Weg die Bormida eigentlich nahm, bis sie ins Meer mündete. Deswegen wurde sie erst im allerletzten Moment aus einem Augenwinkel gewahr, dass ein Mensch mitten auf der Brücke stand.

Zu Tode erschrocken trat sie mit voller Kraft auf die Bremse. Die Reifen quietschten ihr in den Ohren und ihre Hände umkrallten das Lenkrad. Ihre aufgerissenen Augen starrten - auf ihn. Er war wieder da. Vor ihrem Auto stand der Mann mit dem Turban. Unbeweglich. Das Gesicht vom Turbantuch verschleiert.

Um Haaresbreite hätte sie ihn überfahren. Warum war er nicht zur Seite gesprungen? Warum erschrak er nicht ebenso wie sie?

Ohne nachzudenken, sprang sie im Affekt aus dem Auto. Geschockt entließ sie das in ihr hochgeschossene Adrenalin in eine Schimpfkanonade: „Sind Sie von Sinnen? Oder sind Sie betrunken? Ich hätte Sie beinahe überfahren! Was stehen Sie hier mitten auf der Brücke herum? Ist Ihnen entgangen, dass dies eine öffentliche Straße ist?“ -

Keine Antwort. Stattdessen begann der Mann, sein Gesicht langsam zu entschleiern. Hatte Federica zuvor nur seine Augen ausmachen können, sah sie nun ein erstes Mal sein ganzes Gesicht direkt vor sich. Unfähig zu reagieren, starrte sie ihn wie gebannt an.

Er rührte sich nicht mehr, ganz so, als ob er ihre Blicke erwartet hätte: Der Mann war schön. Wunderschön. Federica verinnerlichte jedes kleine Detail seines Aussehens. Er hatte tiefdunkle Augen, die gleich raffinierter, feiner Umbra schillerten, und über denen sich schwarze Augenbrauen gleich einem Paar Vogelschwingen zeichneten. Diese feingeschwungene Linienführung wiederholte sich in der Form seiner Oberlippe. Auch seine Unterlippe war weich und voll und vervollkommnete in ihrem warmen Rotbraun seine markanten Gesichtszüge. Die leicht gebogene Nase und die sanft hervortretenden Wangenknochen verliehen ihm einen raubvogelartigen Gesichtsausdruck. Und mit dem vom gebräunten Gesicht genommenen Turbantuch hatten sich einige leuchtenschwarze, in leichten Wellen gekräuselte Haarsträhnen bis über seine breiten Schultern gemogelt.

Schweigend standen sie sich gegenüber. Umso länger sie sich ansahen, umso mehr verzerrte sich das Gesicht des Fremden. Unendlich schmerzvoll und gequält flehten seine

Augen zu ihr. Sein Mund öffnete sich halb, aber zu sprechen begann er nicht.

Erst als er einen Schritt auf Federica zutrat und eine Hand nach ihr ausstreckte, reagierte sie.

„Fass´ mich ja nicht an, du Spinner!“, schleuderte sie zu ihm. Sie holte aus, um seine Hand zurückzustoßen. - Ihr Stoß ging ins Leere. Aber nicht, weil er seine Hand vor ihr zurückgezogen hatte. Nein. Sie hatte durch ihn hindurchgestoßen. Wie durch Luft. Durch eine bloße Erscheinung. Unreal. Ein Trugbild.

Unverändert streckte er seine Hand nach ihr aus. Wie bittend öffnete sich seine lockere Faust. Federica starrte auf seine Handfläche, auf seine zitternden Finger, die förmlich zu ihr schrien. Schon spürte sie seine Berührung. Doch er berührte sie nicht. In stummer Klage verharrte er und verwehrte ihr so die Weiterfahrt zu ihrem Grundstück.

Sie wagte keinen nochmaligen Abwehrversuch. In ihrer fassungslosen Heidenangst, wieder in eine unnatürliche Leere zu stoßen, schaffte sie es irgendwann, sich aus seinem Bann zu lösen. Sie katapultierte sich in ihr Auto und brauchte einige Anläufe, um den Rückwärtsgang einzulegen. Mit abermals quietschenden Reifen manövrierte sie sich irgendwie rückwärts von der Bormidabrücke, und wie ferngesteuert fuhr sie über Umwege zu ihrem Haus.

\*\*\*

Federica verlor sich. Sie bekam Angst vor sich selbst. Litt sie tatsächlich an Wahnvorstellungen? Sie fand auch keine Worte, um sich Maria mitzuteilen. Sie fürchtete sich davor, die bislang engelsgeduldige Freundin würde sie gleichermaßen für unzurechnungsfähig halten. So war sie fast geneigt,

dies zu tun, was Signor Bortignon ihr unterstellte: Nämlich, sich zu betrinken.

Ihr ungutes Vorhaben scheiterte daran, dass sie nichts Alkoholisches im Hause hatte. Und zu einer Einkaufsfahrt fühlte sie sich erst recht nicht in der Lage.

Sie kroch nur noch ins Bett. Seelenschwer. Gedankenleer. Federica wollte einschlafen. Und nie wieder aufwachen. Schmerzlichst vermisste sie ihre Eltern, fast so sehr wie an den Tagen, die der Unfallnachricht gefolgt waren. Genau wie damals fehlten ihr die Tränen, die ihr Innerstes vielleicht freispülen würden.

Stunden später hatten sich ihre Augen an der Zimmerdecke müde gestarrt und sie fiel in den ersehnten Schlaf. Mit ihm träumte sie.

\*\*\*

„Du bleibst in der Truhe, Federical! Bis ich dich wieder heraushole, so Gott uns beisteht!“

Verängstigt wollte sie sich an die Brust ihres Vaters werfen, doch er schob sie energisch in die grobgetäfelte Holztruhe, drückte sie darin zu Boden und schloss den Deckel. Er hastete zur Bettstatt, griff nach einem Schaffell und deckte damit das Versteck seiner Tochter ab. Anschließend stürzte er aus der Hütte.

Mit den heftigen Winden, die an diesem Tag über das Land fegten, kamen sie. In immer neuen Wellen brandeten die braunhäutigen Sarazenen auf ihren sehnigen Pferden in die hügelige Landschaft. Ihr unheilverkündendes Konzert in einer Mischung aus dem Dröhnen galoppierender Pferdehufe und ihrem schrillen Kampfgeschrei ließ erschauern.

Dann sah man sie. Wie verwachsen auf den Rücken ihrer wendigen Reittiere, waren ihre Häupter und Antlitze von dunklen Turbantüchern verhüllt. Umso mehr erschreckten ihre schneidenden Augen, die gleich den erhobenen, durch die Luft zischenden Schwertern und Krummsäbeln aufblitzten. Manche der Gesichter waren unverschleiert und allein diese schickten in ihrer Rohheit und Blutrünstigkeit die Dorfbewohner in lähmende Todeserwartung.

So begann das Schlachten. Schonungslos klatschten ihre Waffen in jeden um das nackte Leben fliehenden Leib. Ungeachtet dessen, ob es sich um Mann, Frau, Kind oder Greis handelte. Ekstatisch übertönten die Barbaren die Todesschreie ihrer Opfer. In Bildern unfasslichen Grauens erfuhr demjenigen Glück im Unglück, den einer der ziellos geführten, sarazenischen Schwerthiebe in einen schnellen Tod schickte. Dem erspart blieb, an abgetrennten Gliedern

oder aufgeschlitzten Eingeweiden langsam auszubluten und hinzusiechen.

Den treuen Hunden, die versuchten, ihre Besitzer gegen die Angreifer zu verteidigen, trennte man johlend die Köpfe ab.

Nur auffällig schöne Mädchen und junge Frauen wurden mit geschärften Blicken verschont. An Haaren, Armen, Schultern, was man eben von den Davonrennenden greifen konnte, wurden sie zu Pferd gezerzt und mitgeschleppt.

Noch während die Dorfbewohner in ihren Blutlachen mit dem Tode rangen, wurde geplündert. Auch das letzte Stück Vieh wurde aus dem Stall und von der Weide getrieben. Aus den zumeist ärmlichen Hütten schleppte man jeglichen Essensvorrat. Bestenfalls fanden sich dazu Kleidungsstücke, Wolle und Felle. So es gelüstete, zerbarsten Einrichtung und Behausung in maßloser Zerstörungswut oder diese gingen in Flammen auf. Die Leiber der Sterbenden und Getöteten überließ man sich selbst. Aasfresser, Totenwürmer, Ungeziefer und Verwesung folgten verlässlich der Einladung zum grausigen Schauspiel.

Mit dem Abzug der Plünderer überzog gespenstische Totenstille die Landschaft und Schwaden von Verwesungsgeruch hielten jedes überlebende Wesen meilenweit von der heimgesuchten Ansiedlung fern. Nur das Heulen des Windes beklagte die qualvoll entvölkerten Landstriche.

\*\*\*

„Sofian, was vergeudest du Zeit? Scher´ dich in die Hütte dort und sieh nach, was es zu holen gibt!“

Der Befehlston, mit dem der zaudernde junge Sarazene bedacht wurde, ließ ihn aufsehen. Er löste sich vom An-

blick des kleinen, mit dem Tode ringenden Jungen, den das Schwert eines seiner Stammesgenossen kurz zuvor durchbohrt hatte.

Ibraim ahnte, weswegen Sofian zögerte. Er handelte. Kalt lächelnd versetzte er dem Knaben den Todesstoß.

„Dies sind alles Ungläubige. Allah wird es uns lohnen“, kommentierte der Maure seine Untat. Am liebsten hätte sich Sofian auf ihn gestürzt.

„Wie oft noch? Wie lange noch?“, hetzten ihn seine Gedanken. Doch er folgte. Er stürmte in die Hütte und seine tiefdunklen Augen erfassten mit einem Blick, dass es in der bäuerlichen Behausung nichts zu erbeuten gab. Er stand inmitten des einzigen Raumes, in welchem mit lediglich einigen derben Vorhängen versucht worden war, den Bewohnern zu etwas Intimität zu verhelfen.

Als er sich der Tür zuwandte, um wieder nach draußen zu gehen, drang ein dumpfes, gedämpftes Poltern in seine Ohren. Augenblicklich verharnte er und lauschte. Jetzt herrschte Stille. Trotzdem zückte er seinen Säbel und schlug damit jeden der Vorhänge beiseite. So entdeckte er eine von einem Schaffell verdeckte Truhe. Mit der Spitze seiner Waffe schob er das Fell weg und öffnete den Truhendeckel. Darauf gefasst, dass sich ein ebenso bewaffneter Angreifer auf ihn stürzen würde.

Niemand warf sich ihm entgegen. Stattdessen traf ihn ein schockstarrer Blick aus graugrünen Augen, umrahmt von wallendem, kastanienbraunem Haar.

Nur wenige gehechelte Atemzüge dauerte es, bis sich das junge Frauengesicht, zu dem die Augen gehörten, zu einem Angstschrei verzerrte. Sofian reagierte. Blitzschnell sprang er zu ihr, packte sie und presste ihr instinktiv eine Hand auf den Mund. Er spürte ihr qualvolles Beben, spürte daneben ihren weichen, weiblichen Leib ... Ihr Geruch, der ihn dazu

umfing, entfesselte seinen Beschützerinstinkt. Er ergab sich seiner Regung.

Unterdessen er sein bislang verschleiertes Gesicht entblöbte, suchten seine Augen den versteinerten Blick der jungen Frau. Nachdem er ihn gefunden hatte, legte er einen Finger über seine eigenen Lippen und gebot ihr so, zu schweigen.

Für ihn überraschend - sie gehorchte. Ohne einen Laut ließ sie sich von ihm zurück in die Truhe drücken. Schnell klappte er den Truhendeckel zu, schob das Schaffell darüber und fasste einiges vom herumstehenden, irdenen Geschirr. Damit hastete er ins Freie.

\*\*\*

„Sofian, warum erfreust du dich nicht gleich uns an den erbeuteten Frauen?“, schallte es in der Dunkelheit von der anderen Seite des Lagerfeuers zu ihm.

„Sofian el Mahmid hat die Manneskraft verlassen“, folgte grölender Kommentar.

„Träumt wohl von einer Prinzessin, der edle Krieger“, kam es aus anderer Richtung.

„Oder von zarten Jünglingen!“

Sofian schwieg. Aber es kostete ihn allergrößte Überwindung, sein verletztes Ehrgefühl nicht sofort mit seinem Schwert einzufordern. Allein, die Blutfehde, die folgen würde, zwang ihn wie schon viele Male zuvor zur Beherrschung.

Dreihundert Jahre lag es mittlerweile zurück, dass seine nomadischen Vorfahren den ins nordafrikanische Heimatland drängenden Arabern folgten. Einsichtig hatten sie deren Glauben angenommen und damit ihrer eigenen barbarischen Wesensart abgeschworen. Zumindest nach So-



fian's Verständnis. Er selbst fühlte sich als ein von Gott berufener, ehrbarer Krieger. In bedingungslosem Vertrauen folgte er dem, was Allah dem Prophet Mohammed (Gott segne und beschütze ihn!) einst verkündete:

Die Menschheit hatte sich dem einzig wahren Glauben zu unterwerfen und nach dem Vorbild der göttlichen Ordnung einzurichten. Diejenigen, die anderen Glaubens waren, sich Allah's Gesetzen jedoch fügten, galt es, ehrsam zu beschützen.

Mit unbeschreiblichem Stolz erfüllte er die Verpflichtung seines Clans, als Krieger im Dienst der arabischen Herrscher deren Errungenschaften in Andalusien zu sichern. So wurde er nicht nur Zeuge, sondern auch Nutznießer von geschaffenem Reichtum des in voller Blüte stehenden, der einst mit dem Schwert eroberten Landes.

Keine Sekunde hatte er daran gezweifelt, diesem Ideal weiter untertan zu sein. Vorbehaltlos war er den maurischen Stammesgenossen gefolgt, die sich mit Booten aufmachten, um angeblich abtrünnige Gebiete im nördlichen Mittelmeer Allah's Glaube zu unterwerfen und ihnen Blüte und Wohlstand zu bringen. Indes - wozu er sich seit ihrer Landung an der provenzalischen Küste genötigt sah, weckte in ihm nichts als Abscheu. Weder Allah's Gebote, geschweige denn Wohlstand überbrachte man den Ungläubigen. Nein. Man tötete sie. Man zog in Horden kreuz und quer durchs Land. Plünderte hemmungslos und entehrte zügellos.

Der Allmächtige gebot Barmherzigkeit, kein Abschlachten von Greisen, Frauen und Kindern. Kein räuberisches Verzehren von Früchten fremder Hände Arbeit. Für Erobertes war fruchtbringende Gegenleistung zu erbringen. In Form von Glaube, Wissen und Schutz. Zum beiderseitigen Nutzen.

Im bitteren Nachgeschmack der Schmähungen, die er wiederum von Seinesgleichen ertragen musste, fand er in der folgenden Nacht keinen Schlaf. Er fühlte, dass die Zeit überreif war, einen anderen Weg einzuschlagen.

So richtete er sich auf seinem Lager zurecht, um das er durch das offene Biwak in den sternensüßen Himmel blicken konnte. Er tastete nach seinem mit einem Koranvers versehenen Amulett, das er am Hals trug. Sofian erlebte einen Traum, der ihm den für ihn vorbestimmten göttlichen Willen offenbaren sollte.

\*\*\*

Mit äußerster Vorsicht schlug er sich zurück durch die blutige Schneise, die sie an den vergangenen beiden Tagen im Land hinterlassen hatten. Allein mit seinem Reittier. Heimlich hatte er der Horde den Rücken gekehrt.

Sofian war sich dessen bewusst, was ihm widerfahren würde, griffen ihn die Stammesgenossen wieder auf. Oder wenn er als einzelner Muslim in die Hände der christlichen Landesbewohner fiel.

Doch lieber stürbe er einen Märtyrertod, als weiterhin gleich einem Heuschreckenschwarm über die Menschen herzufallen. Und er vertraute auf seinen Traum, den Allah ihm geschickt hatte. Auch wenn dieser am Ende nur eine Verlockung wäre, damit er wegen seiner Verfehlungen in den Tod ginge:

Er hatte bei ihr gelegen. Bei der jungen Frau, die sich in der Truhe versteckte. An ihrer nackten, hellen Haut, sein Gesicht in ihr duftendes, weiches Haar gedrückt. Er hatte seinen Namen gehört, zärtlich von ihr geflüstert ...

Wie sehr er sich nach ihr sehnte. Wie sehr er sich zu ihr hingezogen fühlte. Wie sehr sich die wenigen Sekunden

ihres Anblicks, die Berührung ihres weichen Körpers und das Wahrnehmen ihres Geruchs in seine Sinne gemeißelt hatten. Wie sehr sein Herz klopfte und ihn antrieb in seiner Angst, sie nicht mehr wiederzufinden ...

Sofian's Furcht war unbegründet. Er fand sie. Ungeachtet der Blutlachen saß sie zwischen bereits verwesenden Leibern, die wohl ihre Familie gewesen waren. Auf ihrem Schoß lagerte der kleine Junge, dem Ibrahim's Säbel den Todesstoß versetzt hatte. Mit blutbesudelten Händen streichelte sie den Kopf des Kleinen. War er ihr Bruder gewesen?

Wie ein Schwerthieb traf Sofian die Einsicht, an welchem Unheil er sich mitschuldig gemacht hatte.

Aber durfte er nicht wieder gutmachen? An ihr? So, wie er seinen Traum deutete?

Obgleich er ihr immer näher kam und dabei, Vertrauen signalisierend, das Turbantuch von seinem Gesicht nahm, reagierte sie nicht auf ihn. Restlos verstört gingen ihre Blicke ins Leere. Ihr Oberkörper wiegte sich unentwegt in monotonen Bewegungen und ihre Lippen murmelten ihm Unverständliches.

Schnell wollte er mit ihr den grauenvollen Ort verlassen. Doch er wollte nicht, dass sie den Tod ihrer Familie im Blut ihres davon vollgesogenen Kleides mit sich nahm. Er hastete in die Hütte, in der er sie in der Truhe entdeckt hatte. Hektisch wühlte er dort nach Frauenkleidung. Fündig geworden, eilte er zu seinem Pferd und stopfte die Kleidungsstücke unter das Sattelzeug. Anschließend hetzte er zurück zu ihr.

Im Bewusstsein, dass sie vollkommen andersartig sprachen und sie ihre Worte gegenseitig nicht verstehen würden, versuchte er, sich ihr wiederum mit Gesten verständ-

lich zu machen. Entschlossen trat er zu ihr. Eine seiner Hände streckte er ihr entgegen, mit der anderen winkte er sie zu sich. - Sie reagierte nicht. Unverändert wiegte sich ihr Oberkörper, während sie den kleinen toten Jungen streichelte.

Sofian wiederholte sich. Mit mehr Nachdruck. Schwungvoll streckte er seine Hand nach ihr aus und streckte dazu seine Finger. - Umsonst.

Er zauderte. Er müsste sie zu sich holen. Ganz offensichtlich war sie nicht bei Sinnen. Denn allein in den wenigen Momenten, in denen er in ihrer Nähe stand, nahm ihm der in seinen Lungen brennende Verwesungsgestank schier seinen Atem. Auch den fetten, großen und mit ihrem hässlichen Gebrumme widerliche Geräusche verbreitenden Schmeißfliegen konnte er sich kaum erwehren.

An der jungen Frau gingen diese unsäglichen Plagen vorüber. Ihr Geruchssinn wohl ausgelöscht, belagerten die Fliegen ungestört ihren Leib. Als er eine Fliege in ihr Gesicht krabbeln sah, überwand er sich.

Tod und Blut waren ihm als Krieger nur allzu gut vertraut. Aber noch nie hatte er sich zwischen verwesenden Leichnamen, gerinnendem menschlichem Blut, Exkrementen und leichenfledderndem Ungeziefer bewegen müssen. Instinktiv wollte er tief Luft holen, um seiner Überwindung Anschub zu leisten. Zeitgleich peinigte der schneidende Gestank seine Atemwege. Fürchterliches Grauen durchfuhr ihn und nur die Sorge um die junge Frau ließ ihn handeln:

In großen Schritten stieg er über die Leichen hinweg und arbeitete sich zu ihr. Er zwang sich, nach dem toten kleinen Jungenleib zu fassen, um ihn von ihrem Schoß zu ziehen. Wiederum packte ihn nacktes Entsetzen. Die Totenstarre war bereits aus dem Leichnam gewichen und der Junge schien keine Knochen mehr zu haben. Gleich einem losge-

rissenen Segeltuch im Wind schlackerte sein Körper unter Sofian's Griffen. Ihm war wie davonrennen. Auch deshalb, weil er seine Hände nun vom fast schwarzen Totenblut besudelt sah. Hinzu kam, dass die junge Frau hartnäckig nach dem Jungen fasste. Wie in Trance klammerte sie an ihm. Sofian's Hände ließen das tote Kind fahren. Wieder lagerte es auf dem Schoß der jungen Frau, die es unbeirrt liebte.

Sofian ertrug diesen Anblick nicht. Zum äußersten entschlossen packte er sie, ungeachtet dessen, dass der kleine Tote von ihr glitt. Und ungeachtet dessen, dass sie, nachdem ihn ihre erstarrten, trockenen Augen zuerst angestiert hatten, nun hysterisch auf ihn einzuschlagen begann. Unter ihrem heftigen Bäumen war es ihm unmöglich, seine Bewegungen zu koordinieren. Ungewollt trat er in die Leiber der Leichen.

Als er im schmierigen Blut beinahe ausgeglitten wäre, die blutbesudelten Hände der jungen Frau in sein unverschleiertes Gesicht hieben und sie dazu enthemmt zu schreien anfang, wusste er keine andere Lösung: Er schlug zu. Trotz allen Entsetzens schaffte er es, seinen Schlag unter ihr Kinn zu dosieren und sie so sanft als möglich in eine Ohnmacht zu schicken. -

Sofian legte ihren schlaffen Körper über den Widerrist seines Pferdes, schwang sich hinter ihr in den Sattel und ritt schnell talwärts, wo er einen Fluss wusste.

Behutsam bettete er die Bewusstlose wenig später ins seichte Flussbett. Blutbesudelt wie er war, durchrieselte ihn ungemeine Erleichterung, als er sich vom klaren, frischen Flusswasser umspült fühlte. Im drängenden Verlangen, alles unsägliche Totenblut dem Flusswasser zu übereignen, drückte er sich dem kühlen Nass entgegen. Er entblöbte

Haupt und Oberkörper, und tauchte seine Kleidungsstücke unter. Wie wild rieb er das Blut von seiner Haut und wusch sein Gesicht.

Anschließend entkleidete er die junge Frau in Selbstverständlichkeit. Immer wieder warf er dabei seine Blicke gen Himmel im Flehen, das klare, kühle Nass würde nicht nur den entsetzlichen Gestank und Schmutz, sondern auch von ihrer Seelenqual mit sich nehmen.

Die ausgezogenen Kleidungsstücke der jungen Frau ließ er mit der Strömung davontreiben. Er wollte nicht, dass sie Tod und Grauen, das nach seinem Empfinden jeder Faser ihres Gewands anhaftete, abermals auf ihre Haut bekam. Ohne einen Gedanken daran, dass sie auf jedes Kleidungsstück angewiesen sein würde. Sofian's Überlegungen galten nur diesem Moment. Was vor ihnen läge, daran dachte er nicht.

Sofian wusch sie. Vorsichtig und voller Ehrfurcht. Es war das erste Mal, dass er den nackten, hellhäutigen Leib einer Europäerin so nah vor Augen hatte und ihn dazu berührte.

Fein war ihre Haut. Mit dem gewichenen Blut verschwammen seine Schreckensbilder und ihn erfasste stille Verzückung. Sinnend spürten seine Finger an ihr. Seine Hände schöpften vom Flusswasser und ließen es fast tropfenweise über ihr Gesicht rieseln. Wie er dabei ihre entspannten Gesichtszüge verinnerlichte ...

Im ihn beseelenden Wohlgefühl, sie zu reinigen, war ihm ihre Waschung zugleich ein Zeremoniell. Gleich einem Ritual, mit dem er sein Herz unlösbar an sie binden würde.

Sofian band sich. Aus seinem Innern drang ein Flüstern. Liebesschwörend. Vor Allah, der ihn zu ihr geschickt hatte. Und dem er folgen würde. Was immer auch geschehe.